

Meiner lieben Domgemeinde gewidmet.

Gedenket an die vorigen Tage.

Hebr. 10, 23.

# Aus den Jugend- und ersten Amtsjahren

des Oberpastors am Dom  
zu Reval

Christoph Friedrich Mickwitz.

Geboren den 18. Januar 1696.

Gestorben den 20. März 1748.



Reval 1908

Buchdruckerei „August Mickwitz“.



Zu den bedeutendsten Geistlichen der estländischen Landeskirche gehört der Oberpastor am Dom Christoph Friedrich Mickwitz. Was Pastor diac. A. Huhn für das kirchliche Leben Estlands im 19-ten Jahrhundert bedeutet, das bedeutet Mickwitz für das 18-te Jahrhundert. Der Segen, der von ihm ausgegangen ist, hat lange nach seinem Tode noch fortgewirkt. Im Folgenden will ich versuchen, das Leben dieses teuren Gottesmannes flüchtig zu skizzieren. 1)

Christoph Mickwitz ist am 18. Januar 1696 in Königsberg in der Neumark geboren. Sein Vater Friedrich, der 1731 im Alter von 72 Jahren starb, war Rektor einer Schule daselbst und hatte außer unserem Christoph noch einen zweiten Sohn, Johann Friedrich mit Namen, später Regierungsrat beim Grafen Stollberg in Wernigerode, und eine Tochter Maria Dorothea, verheiratet mit dem Subrektor Gerike in Königsberg. Die Mutter war Emerentia Elisabeth, Tochter des Bürgermeisters Schwarm daselbst. — Die Familie Mickwitz stammt angeblich von böhmischen Brüdern her, welche, um ihres Glaubens willen aus der Heimat vertrieben, sich um 1550 zu Ramenz in der Niederlausitz niederließen und das Dorf Sickersdorf daselbst pachteten. Wann die Uebersiedelung in den Norden Deutschlands stattgefunden hat, ist unbekannt.

Die Eltern von Mickwitz waren unbemittelt. Es fiel ihnen daher die Erziehung ihrer Kinder schwer. Nachdem Christoph die Schule des Klosters Bergen besucht hatte, bezog er 1715 zum Studium der Theologie die Universität Halle, wo es ihm gelang als Präparand im Waisenhaus Aufnahme zu finden. Vier Jahre hat er dort mit eifernem Fleiß, in großer Armut und mancherlei körperlichen Leiden seinen theologischen Studien obgelegen. — Halle war bekanntlich der Sitz des Pietismus und der berühmte August Hermann Francke der Leiter der Theologie studierenden Jugend. Zu herzensfrommen, bibelkundigen Schriftgelehrten sie heranzubilden, war sein Streben und Ziel. Er hielt mit ihnen mancherlei Erbauungsfunden, wie Collegia biblica, Sing- und Bibelfunden. In diesen Stunden traten sich die Studenten persönlich näher und manche Freundschaft fürs Leben wurde dort geschlossen. Mickwitz lernte viele Vwländer und Estländer kennen, die später seine Amtsbrüder wurden und ihm

lieb und wert blieben. Ueber seine Studienzeit schrieb er einem Freunde mehrere Jahre nachher: „Im 19-ten Jahre meines Lebens rief mich der Herr zum ersten Mal. Ich folgte, aber nur eine Zeitlang. Der Studiengeist hielt mich ab. Im 20-ten Jahre geschah die völlige Uebergabe an den Herrn. Drei Jahre lang brachte ich in großer Angst zu, 2 Jahre hatte ich Frieden aus der Höhe.“

Nach Schluß des Studiums wurde er als Bibliothekar angestellt, zog aber nach kurzer Zeit als Hauslehrer nach Berlin, wo er ein Jahr lang die Kinder verschiedener Familien in den Schulwissenschaften unterrichtete. „Dort schmeckte und sah ich fast stündlich, wie freundlich der Herr ist.“ Am Ende des Jahres 1721 trat ein Ereignis ein, welches für den weiteren Lebensgang des Jünglings von der größten Bedeutung werden sollte. Der Obrist, später General-Leutnant von Campenhausen forderte ihn auf, sein Hausprediger und zugleich der Lehrer seiner Kinder in St. Petersburg zu werden. Nachdem Mickwitz sich den Rat seiner ehemaligen Professoren erbeten und die Erlaubnis seines Vaters erhalten hatte, nahm er den Ruf an und wurde am 19. Dezember 1721 in der St. Nikolai-Kirche von Propst Borst in Berlin ordiniert, um alsdann die weite Reise in die junge Hauptstadt Rußlands anzutreten. Wie lange er sich in St. Petersburg, wo er mehrere deutsche Kinder getauft hat, aufgehalten hat, läßt sich nicht mehr ermitteln. — In regem Briefwechsel stand er mit seinen Halleschen Freunden. In mancher Beziehung interessant ist ein Brief des Prinzen Heinrich XXIII. von Reuß an ihn. Nachdem der Prinz am Eingang des Briefes die aus der Gefangenschaft in Sibirien zurückgekehrten schwedischen Offiziere erwähnt hat, die dort ein reiches Glaubens- und Liebesleben geführt hatten, und der Freude Ausdruck verliehen, daß Mickwitz sie in Petersburg kennen gelernt, spricht er zum Schluß den Wunsch aus, es möchte doch ein Russe in Halle Theologie studieren, aber bei der wahren evangelisch-griechischen Religion bleiben, um so ein Werkzeug zur Erweckung vieler seiner armen Brüder in seinem Vaterlande zu werden.

Am Ende des Jahres 1722 war Mickwitz mit seinen Schülern aus St. Petersburg auf das Gut Randen in Livland übergesiedelt. Ueber seinen Seelenzustand während seiner Hauslehrerzeit spricht er sich 1728 in einem Briefe an einen indischen Missionar aus: „Die ganze Woche über informierte ich die Kinder und des Sonntags predigte ich; alles in großer Angst meiner Seele, denn ich hielt diese Führung zwar für eine Führung des göttlichen Willens, aber nicht des Gnaden-, sondern des Zorneswillens Gottes, bis endlich

1723 am Ende die Flut ganz über und über floß. Alle Erkenntnis des Geistes, welche ich während meiner Universitätsjahre erhalten, ward als Petri Leinentuch mit allen vier Zipfeln gleichsam gen Himmel gehoben. All mein Saft des natürlichen Lebens verdorrte wie im Sommer. Furcht, Schrecken, Todesangst, Kräfte des Satans, Zweifel gingen wunderbarlich durcheinander bis zur Lästerung des Allerhöchsten. Selig sein oder verdammt werden war mir gleich lieb, wenn ich nur „Nichts“ hätte werden können. In dieser Angst träumte mir, ich stände vor Gott und mir ward eine Vokation gegeben nach Malabar. Ich weigerte mich dieselbe anzunehmen unter vielen Tränen. Es war aber nicht zu ändern. Gleich darauf kam die Vokation nach Neval und der Ausgang hat bewiesen, daß Neval oder Estland mein Malabar war.“ 2)

Aus dem Jahre 1723 hat sich ein Band der sogenannten „Tagebücher“ erhalten, in denen Mickwitz während seines ganzen Amtslebens seine Predigtentwürfe, aber zugleich auch mancherlei Erfahrungen seines inneren und äußeren Lebens niedergeschrieben hat. Diese „Tagebücher“ wollen als Heiligtum des frommen Gottesmannes angesehen werden und lassen uns die tiefsten Blicke in Mickwitz's Sein und Wesen tun. Sie zeigen uns ihn als einen Mann, der wie wenige andere die Kunst des Betens und Arbeitens verstand. Die Vorbereitung für die Predigt war meistens ein stundenlanges Durchbeten des Textes. Was er betend durchdacht hatte, faßte er am Sonnabend abend in einen kurzen schriftlichen Entwurf zusammen, um am Sonntag morgen von 5 Uhr ab ihn noch einmal gründlich zurechtzulegen. Um 9 Uhr morgens begann der Gottesdienst, in welchem in freier Rede die Predigt vorgetragen wurde. So hat er es immer gehalten und darum ist keine Predigt von ihm auf die Nachwelt gekommen. Bei dieser Predigtweise ist es Mickwitz, namentlich in seinen Jugendjahren, mehrfach vorgekommen, daß er, hingerissen von Begeisterung, das gewöhnliche Zeitmaß weit überschritt. Er bereut es schmerzlich, an einem Gründonnerstage von 9—11<sup>3</sup>/<sub>4</sub> Uhr geredet zu haben. Rührend und beschämend ist es, wie dieser vor Menschen rede- und geistesmächtige Mann sich vor Gott demütigt und an sich Selbstkritik übt. So findet sich in der Passionszeit die Eintragung: „Deine Gnade mag groß heißen um deinetwillen. Mache sie noch größer! Klein aber war sie mir, soviel ich fühlte. Doch segne meine kleine Kraft!“ Selten findet sich eine Notiz, wie folgende: „Ich könnte es auf alle Blätter niederschreiben: Ehre sei Gott. Aber ich will lieber schwach sein in mir, damit ich stark bleibe in dir. Gottes Gnade war überschwänglich!“

Meistens aber ist er unzufrieden mit sich. „Vergib mir, daß ich so schwach gepredigt. So läßt du mich erkennen, daß Predigen Gottes Werk ist.“ Oder: „O wie hölzern habe ich heute gepredigt! Das Evangelium von Christo ist mir zu hoch. Erschrecklich! Ein evangelischer Prediger klagt es. Jawohl! Ich elender Mensch, man hat mich ordiniert, examiniert und bin auch vom Herrn selbst belehrt, gelehrt und kann doch bis an diesen Augenblick dieses Geheimnis nicht recht lehren.“ Seine Angst steigt. Am Neujahrstage ruft er aus: „Ach, du bist mein Gott und verläßt mich, wenn ich predigen soll. Möchte wünschen, daß ich nimmermehr das Predigtamt gesehen hätte!“ Dazwischen plötzlich der Jubel: „Solche Gnade habe ich noch wenig in Rußland und Livland unter währendem Vortrag verspürt als dieses Mal. Bringe mich dummen Menschen doch zur Erfahrung und aus Erfahrung zur Hoffnung.“

Diese schweren Kämpfe hatten ihren Grund nicht allein in seinem pietistischen Gefühlschristentum, in der ländlichen Einsamkeit, in dem Wunsche nach einem größeren Wirkungskreise, in der durch allzugroße Gewissenhaftigkeit entstandenen Arbeitslast, sondern auch in anhaltender körperlicher Kränklichkeit. Ein Hämorrhoidalleiden mit argen Kopfschmerzen verbunden, Kurzatmigkeit, Brustschmerzen, Halschmerzen haben ihm sowohl in Randen als auch später in Reval viel Qual bereitet. Ein häufiger Aderlaß machte das Uebel nur noch schlimmer.

Mickwitz's Predigten in Randen zogen aus Nah und Fern viele Zuhörer herbei. Außer den Hausgenossen sehen wir dort versammelt die Gutsbesitzer der Nachbarschaft mit ihren Familien, z. B. die Oberstleutnants von Kürsel und Schmidt, die Kapitäne von Campenhausen und von Rosen, Amtsleute und deutsche Handwerker. Ein treuer Zuhörer war ein katholischer Kapitän, dessen Namen wir nicht erfahren. — Da das Kirchspiel Randen, welches vakant war, von Pastor Roth zu Kamelecht bedient wurde, so hatte Mickwitz es übernommen, an den zweiten Feiertagen der großen Feste in der Randenschen Kirche deutsch zu predigen. „Weil ich so selten in der Kirche predige,“ schreibt Mickwitz einmal, „so vergesse ich fast alle Kirchenzeremonien. Wie ich denn heute in der Kirche beim Segen kein Kreuz gemacht, welches mir verdacht werden kann.“ Am Ende des Jahres riefen ihn einige „Brüder“ nach Dorpat, um dort zu predigen und mit ihnen das Abendmahl zu halten. Nach einigem Zögern entschloß er sich dazu und reiste von dort zu seinem Freunde Pastor Entor von Kambn, wo er zwei Erweckungs- predigten hielt.

Baron Campenhausen, der sich meistens in St. Petersburg und Riga aufhielt, konnte nur selten mit seiner Frau nach Randen kommen. Trotzdem bildete sich zwischen ihm und seinem Hauslehrer ein sehr inniges, freundschaftliches Verhältniß. Bezeichnend ist, was Mickwitz im Dezember 1723 in seinem Tagebuche anmerkt: „Insbesondere befehle ich dir meinen Herrn Obristen und Frau Obristin. Die sollten es am allerersten und vornehmsten gehört haben und haben es doch nicht gehört, auch nicht hören können. Erbarme dich ihrer und bringe sie wieder zu mir, auf daß ich meine Seele völlig an ihnen errette. Ihnen bin ich doch gesandt.“ Campenhausen aber schrieb Anfang Januar 1724 aus St. Petersburg und bat es ihm zu gönnen, daß er Mickwitz über alles in der Welt liebe. Dieses freundschaftliche Verhältniß der beiden Männer blieb trotz der späteren verschiedenen Stellung zu Herrnhut durch das ganze Leben bestehen. Drei Jahre vor seinem Tode noch schreibt Mickwitz: „So lange ich lebe, gedente ich Ihrer und der großen Liebe und Treue, die Sie an mir getan haben. Unser alter Bund bleibt fest: Ich liebe Campenhausen und seine Familie bis ans Grab.“

Doch schon hatte die Stunde geschlagen, wo Mickwitz aus der landischen Verborgenheit herausgeführt und in ein großes Arbeitsgebiet hineingestellt werden sollte. Es war nämlich die Stelle eines Oberpastors am Dom zu Reval im Januar 1724 vakant geworden und am 19. Februar erhielt Mickwitz von der estländischen Ritterschaft die Vokation zu diesem Amte. Warum die Ritterschaft zu diesem Posten, mit welchem das Vize-Präsidium im Konsistorium verbunden war, keinen einheimischen Prediger vom Lande oder aus der Stadt gewählt hat, etwa die Pastoren Gernet-Fickel, Gntseff-Goldenbeck, Wrede-St. Johannis, läßt sich ebensowenig nachweisen, wie der Umstand, daß ihre Wahl gerade auf Mickwitz, den ihr ganz unbekanntem livländischen Hauslehrer fiel. Man sagt, ein vornehmer Katholik aus ihrer Mitte habe ihn vorgeschlagen und warm empfohlen. — Mit Einwilligung seines Prinzipals hielt Mickwitz am Sonntag Jubilate über Ephes. 1, 17—19 seine Präsentationspredigt und am 6. Sonntag nach Trinitatis über Matth. 5, 20 seine Introduktionspredigt.

Bevor wir auf Mickwitz's Amtstätigkeit in Reval eingehen, müssen wir einen kurzen Blick auf die damaligen kirchlich-religiösen Verhältnisse Estlands werfen.

Am 29. September 1710 war die Kapitulation von Harf abgeschlossen, Estland nach zehnjährigem verheerenden Kriege aus schwedischer Herrschaft unter russische Botmäßigkeit gekommen, dem

Landes aber der unantastbare Bestand seines evangelisch-lutherischen Kirchen- und Schulwesens gewährleistet, wie es unter der letzten schwedischen Regierung nach der Norm des Kirchengesetzes von 1686 gewesen war. Kein Gewissenszwang sollte eingeführt, nur die griechische Religion ebenfalls frei und ungehindert ausgeübt werden. — Eine neue Zeit brach für unsere Heimat an und zwar nicht nur in politischer, sondern auch in kirchlich-religiöser Beziehung. Bisher hatte die Orthodoxie Wittenbergs und Dorpats unumschränkt in Kirche und Schule geherrscht. Jetzt wurde es anders. Die alte Prediger- generation, die durch Kirchenzucht, Katechismusverhöre, Lokalvisitationen kirchlichen Sinn und kirchliche Sitte unter vielen äußeren und inneren Hemmnissen gepflegt und erhalten hatte, gegen Stumpfheit und Koheit, Aberglauben und Unwissenheit des Landvolks mannhaft angekämpft, während des nordischen Krieges in ihrer Mehrzahl treulich mit den Gemeinden Hunger und Kummer, Verfolgung, Brand und Seuchen aller Art geteilt, aber als Kinder einer Zeit, die an Völlerei, Eigenmacht und Prozeßsucht krankte, manch schweres Uergerniß anrichtet hatte, war zum größten Teil der Pest erlegen. Von 50 Landpredigern waren nach der Kapitulation nur noch 15 am Leben. — Eine neue Prediger-Generation, meistens Landesfinder, die während der letzten Kriegsjahre auf dem Gymnasium zu Reval pietistisch angefaßt und königlichem Verbot entgegen auf die Universitäten Halle und Königsberg gezogen waren, ihre Studien dort zu treiben und zu den Füßen eines Breithaupt, Franke, Buddäus u. gefesselt hatten, war von Gott dazu ausersehen, den tiefen Schaden Josephs zu heilen und die zerbrochenen Mauern Jerusalems wieder zu bauen. In den ersten 15 Jahren russischer Herrschaft waren es besonders die obenerwähnten Pastoren Gernet, Brede und Gutsleff, sowie Thor Helle zu St. Jürgen, welche sich um unsere Landeskirche verdient machten, denen sich in den nächstfolgenden Jahren die Pastoren Nauhausen-St. Katharinen, Levanus-St. Michaelis u. s. w. angeschlossen. Es sind leuchtende Gestalten, die uns hier entgegen- treten, Männer, ebenso groß im Leiden und Dulden als im Handeln und Wirken, in der innigsten Glaubens- und Gebetsgemeinschaft mit dem Heilande stehend und in einem unsträflichen Lebenswandel ihren Gemeinden vorangehend. Die furchtbaren Drangsale eines mit unerhörter Grausamkeit geführten Krieges hatten die Herzen der Menschen in Stadt und Land zu ernster Einkehr geführt und also den Boden bereitet zur freudigen Aufnahme der Saat, den diese frommen und geistesmächtigen Männer ausstreuten. Der Konsistorial- präsident Baron Uexküll war selbst ein entschiedener Christ, der

energisch auf Wiederherstellung des äußeren Kirchenwesens drang, unwürdige Prediger absetzte, die eigenmächtig in die verwaisten Gemeinden eingedrungen waren (z. B. den verlaufenen schwedischen Dragoner Rosengreen-Waiwara) oder durch Unwissenheit und Niederlichkeit den geistlichen Stand verächtlich machten (z. B. Kroll-Koicks und Arwelius-St. Matthias). Noch lagen Gntshöfe und Dörfer in Schutt und Asche, noch waren die Felder zum größten Teil ungepflügt oder in Unkraut verkommen, noch waren die Pfarrhöfe mit ihren Ställen und Kleeten zum größten Teil verwüstet und ruiniert, — die erste Sorge des Adels und der Geistlichkeit galt nicht dem eigenen Hause und Herde, sondern dem Gotteshause und der Volksschule, der Drucklegung des estnischen Neuen Testaments, der Wiederaufnahme der Lokalvisitationen und Katechismusverhöre. —

Freilich hat jene pietistisch-subjektivistische Frömmigkeit, die ohne konfessionelles Bewußtsein unsere lutherischen Bekenntnisschriften „Basilisteneier“ nennen konnte und sich über die segensreichen Schranken, die das Kirchengesetz zieht, hinwegsetzte, auch ihre dunklen Schattenseiten. Diese wurden besonders in der schiefen Stellung zu Herrnhut und zur Staatskirche offenbar und sind unserer Landeskirche verhängnisvoll geworden. Doch das gehört einer späteren Zeit an.

Es konnte nicht ausbleiben, daß der Kampf zwischen Orthodoxie (Wittenberg) und Pietismus (Halle), der in Deutschland mit großer Heftigkeit geführt wurde, auch in unserer Heimat die Gemüter erregte. Die Geistlichkeit Estlands trennte sich in zwei Parteien. Die Hallenser, deren Mickwitz im Jahre 1728 sechzehn zählte, warfen den Wittenbergern „Kaltsinnigkeit“ im Predigen und in der ganzen Amtsführung vor, während die Wittenberger den Hallensern Herrschsucht und eine „affektierte“ Frömmigkeit schuld gaben.

So lagen die Verhältnisse, als Mickwitz Mitte Juli 1724 sein Amt als Dompastor und Vize-Präsident des Konsistoriums antrat. Der Anfang war schwer. Sein Vorgänger Magister Pegau, früher Pastor zu Helmet in Livland und während des nordischen Krieges durch die Einäscherung seines Pastorates und seines Kirchspiels von dort vertrieben, war 1711 an die Domkirche in Reval berufen worden. Ein alter, wenig energischer Mann, war er in den zwölf Jahren seiner Amtstätigkeit nicht imstande gewesen, etwas Tüchtiges zu leisten. Domschule und Waisenhaus waren verfallen, die auf dem Dom und in der Vorstadt lebenden Bürgerleute waren verwahrlost und verwildert, der Adel hatte sich von der Domkirche ab- und den Stadtkirchen zugewandt. Im Konsistorium war sein

Einfluß gering. — An seine Stelle trat jetzt Mickwitz, jung, energisch, theologisch vorzüglich gebildet, ein hinreißender Redner und mit ausgesprochenem organisatorischem Talent. Da die Verhältnisse ihm völlig fremd waren, wandte er sich unter Darlegung dessen, was er vorgefunden, an seinen Freund und Ordiuator Propst Porst in Berlin mit der Bitte um Rat, in welcher Weise hier Wandel geschafft werden könne. Porst riet ihm, sich zunächst aller Neuerungen zu enthalten, was er an gottesdienstlichen Ordnungen und kirchlicher Sitte vorgefunden, sorgfältig zur Erbauung der Gemeinde zu benutzen, sich in der Predigt kurz zu fassen, im Nachmittagsgottesdienst die Vormittagspredigt zu wiederholen und in seinem Hause Privatandachtsversammlungen zu halten, vor allem aber den Konfirmandenunterricht einzuführen. — Diesem Rat ist der junge Domprediger gefolgt, nur dachte seinem Feuereifer die Zahl der wöchentlichen Predigten zu gering. Es trieb ihn, am Mittwoch in der Kirche eine Wochenpredigt und am Freitag im Hospital (in der Nähe des jetzigen Domwaisenhauses gelegen und später nach Moik übergeführt) für die Vorstädter eine Katechismuspredigt zu halten. Am Sonntag abend von 5—6 Uhr versammelte er die geistlich Angefaßten in seinem Hause.

Wie früher in Randen, so jetzt in Reval vertraute Mickwitz seinen Tagebuchblättern an, was seine Seele vor und nach der Predigt bewegte. Es wechseln Klagen über Müdigkeit und Geistesmangel, Selbstvormürfe wegen banaler Redewendungen mit Lob und Dank für herrliche Durchhülfe und Gnadenerweisungen ab. Einmal schreibt er: „Sehr dürr. Aber künftig werde ich dir abfordern, was du mir heute schuldig geblieben bist.“ Bisweilen dauerte seine Predigt gegen 1½ Stunden. Im Rückblick auf die zwei ersten Amtsjahre in Reval kann er mit Freudigkeit bekennen, die große Angst und Verzagtheit, die ihn in Randen so oft überfallen, sei von ihm gewichen. — Leider hat sich wie schon erwähnt keine einzige Predigt von Mickwitz erhalten. Die Predigtentwürfe aber zeigen, daß er in populärer Schlichtheit es verstanden hat, aus der Tiefe des Gotteswortes heraus zu schöpfen. Sein langjähriger Mitarbeiter und späterer Nachfolger Pastor Tiedeböhl gibt ihm das Zeugnis, er habe seiner Gemeinde und dem ganzen Lande zur Erweckung und wirklichen Errettung vieler Seelen gedient. Seine Predigtweise sei biblisch, kurz, kräftig, beweglich, ohne Ansehen der Person gewesen.

Bald zeigten sich die Früchte der treuen und geistgesalbten Berufsarbeit. Der Kirchenbesuch wurde ein sehr reger, die Städte begannen sonntäglich das Gotteshaus auf dem Dom zu füllen.

Der Landadel ließ es sich bei seiner Anwesenheit in der Stadt nicht nehmen, unter seiner Kanzel zu sitzen. Besonders erregten seine Predigten zur Eröffnung der Synoden und der Juridik durch ihren Freimut und ihre Herzenswärme Aufsehen. Angereiste hohe Herrschaften, wie der Reichsrat Graf Lieven aus Schweden, General Douglas, der Prinz von Homburg u. s. w. sah man in seinen Predigten. Auch die Hospitalgottesdienste erfreuten sich eines stetig wachsenden Zuspruchs, so daß ein großer Teil der Zuhörer keinen Platz fand, sondern draußen stehen mußte.

Anfänglich bereitete Mickwitz der Umstand viel Verdruß, daß zur Erhöhung der sehr geringen Einkünfte der Kirche beschlossen wurde, das Gestühl einzelnen Familien oder Personen gegen eine Zahlung zu reservieren. Die Gemeindeglieder beriefen sich darauf, daß Pastor Pegau die Benutzung des Gestühls frei gegeben habe und wollten sich durch Wegbleiben dieses alte Recht wieder ertrogen. Am Sylvesterabend 1725 klagt Mickwitz: „Meinen Kindern wird das Brod weggenommen und den Fremden gegeben. Erst saßen die Frauen der Domgemeinde in den vordersten Ritterstühlen, denn die Ritterschaft kam nicht zur Kirche. Ein jeder ging, wohin er wollte. Nun nimmt die Ritterschaft selbst ihre Stühle ein, dazu kommen die Städter, kaufen auch Stühle und Stellen an sich, das verdrießt wieder die Vorkädter. Sie wollen vorne sitzen. Da das nicht geschieht, laufen sie alle heraus und zürnen. Halten ihren Bierschenk höher als Christum.“ — Noch eine andere Sache bereitete ihm Beschwerde: „Die Kirche ist zu hoch gebaut und gibt ein zu starkes Echo. Man hört weder, wenn stark noch wenn schwach gepredigt wird. Die Kanzel steht an einer falschen Stelle. Auch nehmen sich die Kirchenvorsteher wenig oder gar nicht ihres Amtes an.“ — Für die Kunst im Dienste der religiösen Erbauung fehlte ihm jegliches Verständnis. Als am 16. September 1725 das Jubelfest der Reformation gefeiert wurde, notierte er in seinem Tagebuche: „Musikanten waren da; ach Gott, laß sie nie wiederkommen.“ Sein hartes Urteil über die Wappen ist bekannt. Als die Beerdigung des Landrats Wisfram mit Fackelbegleitung stattfand, erregte das sein höchstes Mißfallen.

Mickwitz mit seiner einzigartigen Bibelkenntnis, der wie wenige andere in der heiligen Schrift lebte und wurzelte, hatte den heißen Wunsch, Schriftkenntnis und Bibellesen auch in der Gemeinde verbreitet zu sehen. Als in Halle ein neuer Bibeldruck erschienen war, wies Mickwitz einmal in der Predigt darauf hin, daß fremde Schiffe viel kostbare Waren, Samt und Seide und dergleichen ins Land

brächten. Kein Schiff habe aber bisher Bibeln gebracht. „Gott wolle doch einmal einige Bibeln einpacken lassen.“ Wenige Tage darauf brachte ein Mann 200 Rubel zu Bibeln und Gesangbüchern. Bald wurde die Nachfrage nach Bibeln so groß, daß 30—40 Bücher wöchentlich verkauft wurden, gegen 3—4 früher. Um das Bibellefen zu fördern, nannte Mickwitz sonntäglich von der Kanzel gewisse Schriftabschnitte, damit dieselben in den Familien bei der gemeinsamen Hausandacht benutzt werden möchten. Er führt einen Fall an, wo ein alter vornehmer Herr seinen deutschen Diener beim Lesen der Bibel findet. Er bezieht das Buch und wundert sich über den deutlichen Druck und wohlfeilen Preis. Er läßt sich vom Diener eine solche Bibel besorgen. „Im Lesen arbeitete Gott stark an seinem Gewissen, so daß er nunmehr dieses Buch als das allerheiligste und seligste Buch der ganzen Welt achtete.“ Solchen Segen durfte Mickwitz bei andern Gemeindegliedern auch wahrnehmen.

Auch das Missionsinteresse wußte er zu wecken. Seit der Studienjahre in Halle stand Mickwitz in freundschaftlichen Beziehungen und brieflichem Verkehr mit einem Missionar in Indien. Man hat behauptet, Mickwitz habe sich als Student mit dem Gedanken getragen, Missionar zu werden und habe zur selben Zeit einen Ruf nach Reval und nach Indien erhalten. Das scheint unbegründet zu sein. Aber ein warmes Interesse für die Heidenmission hat er zeit lebens gehabt und dieses Interesse trug er auch in die Gemeinde. Das Missionsblatt „Malabarische Nachrichten“ wurde von Pastoren und Lehrern in der Stadt gehalten, 1 Exemplar zirkulierte bei den Landpastoren, auch Baron Stackelberg-Kaltenbrunn, Baron Campenhausen-Randen, Rektor Herbers-Narva und andere mehr zählten zu den Abonnenten. Auf der Synode von 1731 wurde eine Kollekte für Indien eingeführt und erzielte die Summe von 300 Rbl. Infolge der Herrnhutischen Wirren fiel sie und betrug 1744 aus der Stadt nur 80 Rbl. und vom Lande 52 Rbl. So gehört Estland mit zu den ersten evang.-luth. Landeskirchen, welche am Werk der Heidenmission tätig gewesen sind.

Wie schon erwähnt, befand sich die Domgemeinde in der Vorstadt beim Amtsantritt von Mickwitz in einem verwilderten Zustande. Es kam mehrfach vor, daß bei Beerdigungen die Leidtragenden betrunken zur Kirche kamen. Als Mickwitz solches ernst rügte, ging einst ein Betrunkener mit erhobenem Stocke auf ihn zu, um ihn zu schlagen und konnte nur mit Mühe davon abgehalten werden. Unter solchen Umständen war die Annahme zum heiligen Abendmahl dem gewissenhaften Seelsorger mit den schwersten Gewissensbedenken ver-

bunden. „Da kommt ein wildes, trunkenes, unwissendes Volk zu dem Brunnen Deines reinen und unbefleckten Blutes. Ich kann sie nicht alle hindern. Lehre mich, Herr, wie ich mit ihnen handeln soll,“ ruft er einmal verzweifelnd aus. Da begann er denn mit der Jugend den jetzt üblichen Konfirmandenunterricht im Pastorats Hause zu halten, an dem auch Erwachsene teilnehmen konnten, und dieser Unterricht erfreute sich bald solcher Beliebtheit, daß Vornehm und Gering sich zu ihm drängte und manche Konfirmanden eine Nachlehre besuchten. Die Wochenpredigten in der Kirche wurden aber dazu benutzt, das Wesen und die Bedeutung der Beichte und des Abendmahls der Gemeinde ans Herz zu legen. Die Handauflegung bei der Absolution suchte er bei der öffentlichen Beichte soviel als möglich einzuschränken oder ganz abzuschaffen und sah streng auf persönliche Meldung zur Kommunion, um Gelegenheit zu Privatunterredungen zu haben. Es war Sitte, daß die vornehmen Gemeindeglieder das Abendmahl zu Hause sich reichen ließen und nur die einfachen Leute in der Kirche kommunierten. Anfangs war Mickwitz durchaus gegen diese Sitte, weil sie ihm als Ausfluß weltlichen und geistlichen Hochmuts erschien. Doch fand er, daß es sich bei Hauskommunionen leichter dem Einzelnen ins Gewissen reden ließ als sonst und behielt diesen Brauch bei. Weil die Gemeinde klein war, fand öffentliche Kommunion nur alle 6—7 Wochen statt mit der Beichte am Sonnabend vorher.

Gottes Segen ruhte sichtbar auf der treuen Arbeit seines Dieners. 1728 kann er einem Freunde melden: „Wo Affembleen und Bälle gegeben wurden, werden jetzt Betstunden und sonntägliche Versammlungen gehalten.“ Doch es fehlte auch nicht an Opposition. Die ernstesten Bußpredigten erregten Widerwillen und Anfeindung, die begeisterten Glaubenspredigten, welche einzelne verwirrt hatten, daß sie sich allerlei Erscheinungen und Visionen rühmten und von Mickwitz zu geistlicher Reüthternheit ermahnt werden mußten, gaben Anlaß zu Spaltungen. Bei den Orthodoxen regte sich Widerspruch gegen den Pietismus, bei den Städtlern Widerspruch gegen das „Domlaufen“. Es war eine schwere, arbeitsreiche Zeit, die Leib und Seele des kränklichen Mannes zu verzehren drohte. — Nach 1½ Jahren mußte er es sich sagen, daß er der Arbeitslast nicht mehr gewachsen war, Sonntags 3 mal zu reden, an den großen Festtagen 3 Feiertage nach einander zu predigen, die Gottesdienste an den damals häufigen Heiligentagen, die Wochenpredigten u. überstiegen die Kräfte eines Mannes. Er meinte, er finde nicht einmal Zeit zum Beten und zum Essen. Die Notwendigkeit, einen Gehülfen zu erhalten, wurde immer klarer. Er wandte sich mit einem dahingehenden

Gesuch an die Ritterschaft. Der Ausschuß sollte darüber entscheiden. „Jetzt gehen die Landräte auf die Landtube“, schreibt er in sein Tagebuch. „Herr, regiere sie, daß sie an meinen Adjunkten denken. Wenn du willst, so gib mir einen Gehülfen, wenn nicht, so stärke mich.“ Das Gebet wurde erhört. Pastor Bierorth, ein Freund August Hermann Frankes und Studiengenosse Mickwitz's, jetzt Generalstabsprediger beim General Hallart, erhielt im September 1725 die Vokation. „Böse Menschen wollen Bierorth abhalten, herzukommen. Lehre mich, was ich unter diesen Umständen Deinem Knechte schreiben soll. Lehre mich, damit es mich nicht gereue!“ betete Mickwitz. Erst im März 1726 nahm Bierorth, welcher inzwischen den Rat seiner früheren Lehrer eingeholt hatte, die Vokation an und wurde darauf am Sonntag Oculi in der Domkirche introduziert. „Herr, dir sei Ehre, daß du nach vielen Unmöglichkeiten dennoch deine Herlichkeit hast sehen lassen und mir einen Gehülfen gegeben. Verbinde uns in einem Geiste, nach deinem Herzen unser Lebenlang zu wandeln. Willst du Bierorth geben, so gib ihm und laß mir auch,“ heißt es im Tagebuch. Mickwitz' Freunde gratulierten zu dieser Wahl. So schreibt der Rektor Loder aus Riga: „Ich glaube, Mickwitz wird an ihm einen Kollegen haben, so gut als Abt Breithaupt an Franke.“ Anfänglich schien Bierorth sich in Reval schwer einleben zu wollen und sprach die Befürchtung aus, seine Arbeit an der Domgemeinde werde vergeblich sein. Es lag daran, daß „das Volk böse Unterschiede machen will zwischen uns, deinen Knechten.“ — Wunderbar, derselbe Mann, der von Mickwitz so inständig erfleht und so herzlich empfangen war, hat später eine unheilvolle Rolle im Leben seines Seniors gespielt, viel Herzeleid über ihn gebracht und ist ein Nagel an seinem Sarge geworden. Ein guter Redner, begabt, energisch, zielbewußt, war Bierorth doch eine undurchsichtige, unlautere Persönlichkeit. Den Einfluß, den er allmählich über den warmherzigen, vertrauensvollen, aber in geistlichen Dingen unentschiedenen Mickwitz gewann, benutzte er dazu, ihn nach seinem Willen zu lenken. Er verließ Reval 1743 und starb als Bischof der Brüdergemeinde 1761 in Herrnhut.

Mickwitz war ein Mann des Wortes, aber auch ein Mann der Tat, ein Gefühlsmensch, — unsere Zeit würde ihn vielleicht sentimental nennen — aber zugleich auch ein willensstarker Mensch, der mit Eifer praktisches Christentum trieb. In dreifacher Hinsicht hat er sich ein bleibendes Denkmal gesetzt, im Siechenhause, im Waisenhause und in der Domschule.

Als Mickwitz sein Amt antrat, fand er alles in der größten Unordnung: kein Kircheninventar, keine Kirchenbücher, nicht einmal

eine Kirchenordnung. Die Einkünfte der Kirche waren ganz gering, sie bestanden nur im Klingbentelgelde und in den Begräbniszahlungen. Der Rentmeister Storm, welcher als Kirchenvorsteher die Einnahmen und Ausgaben gebucht hatte, weigerte sich darüber Rechenschaft abzugeben. Das Gut Moik war während der Belagerung Revals so verwüstet, daß nicht ein Haus, ein Stall, ja nicht einmal ein Zaunstreifen übriggeblieben war. Die Bauern waren zum Teil verlaufen, zum Teil an der Pest gestorben. Die wenigen Revenuen, die es allmählich in den 15 Jahren zu tragen begonnen hatte, hatte Storm als Arrendator des Gutes für sich behalten. Das erste, was Mickwitz tat, war die Abiegung Storms und die Einsetzung eines Oeconomus templi. Die Arrendezahlung wurde auf 80 Taler und bald auf 200 Taler festgesetzt. — Jetzt dünkte er sich reich genug, an die Versorgung der Gemeindearmen zu gehen. Ihrer gab es viele. Die Folgen des Krieges hatten zu tiefe Wunden dem Wohlstande der Stadt geschlagen. Die Häuser der Vorstadt waren während der Belagerung Revals vom Stadtkommandanten niedergebrannt worden, um es den Russen unmöglich zu machen, sich dort einzunisten und ihre Geschütze aufzustellen. Kleine, unscheinbare Behausungen waren nach der Kapitulation aufgebaut worden, in denen ein verarmtes, aber auch arbeitscheues Volk wohnte. Neun der ärmsten Leute hatten in einem kleinen baufälligen Hause unten am Antonisberge, hart an der jetzigen Bernauschen Straße, ein elendes Unterkommen gefunden und lebten von Bettel. Das Haus hieß das Hospital und wurde später in die Domwaisenhausstraße verlegt. „Die Leute, die wir zu versorgen kriegen, sind wohl nicht solche, welche deine allerheiligste Person repräsentieren könnten,“ schreibt er ins Kirchenbuch, „denn sie sind Unordentliche, Zänker, Säufer, Hurer zc.“ — Dennoch ließ Mickwitz sich durch die inneren und äußeren Hindernisse nicht abschrecken, Hand anzulegen. Die Freitagspredigten im Hospital, die je länger je mehr auch von höheren Ständen besucht wurden, weckten das Interesse für die Anstalt; die Gaben flossen reichlich ein und setzten ihn in den Stand, das Haus fürs erste einer gründlichen Remonte zu unterziehen, die Zahl der Insassen zu vergrößern. Um dem unordentlichen Wesen zu steuern, wurde ein frommer Aufseher dort eingesetzt, der strenge Zucht hielt und Morgen- und Abendandachten vorlas. Mickwitz selbst kam wöchentlich hin, um nach dem Rechten zu sehen. Nach einiger Zeit kann er berichten: „Das Volk wird stiller.“ Endlich waren die milden Gaben so groß geworden, daß ein neues geräumiges Haus, ja sogar eine kleine hölzerne Kirche gebaut werden konnte. Die Anstalt — das jetzige

Moische Siechenhaus — war für die Glieder der Domgemeinde bestimmt. Das Witwenhaus in der Nikitinstraße, welches durch Zinsen von Vermächtnissen unterhalten wird, ist ein Ueberbleibsel des alten „Domhospitals.“ — Hatte Mickwitz auf diese Weise für die Alten und Siechen seiner Gemeinde gesorgt, so lag ihm die Sorge um die verwahrloste Jugend nicht minder am Herzen. In der Domvorstadt gab es keine Schule. Die Knaben und Mädchen wuchsen ganz ohne Unterricht auf; nur wenige hatten die Möglichkeit eine Stadtschule zu besuchen. Woher die Mittel zur Errichtung einer Schule? Ein Teil der Klingbeutelgelder am Sonntag nachmittag, die als Emolument Mickwitz zukamen, wurden von ihm dazu bestimmt. Mit einem Kapital von 15 Rbl., aber einem Herzen voll Gottvertrauen und Nächstenliebe wagte er es, einen sogenannten Rektor für die neuzugründende Schule anzustellen. 3)

Es war ein frommer Jurist, Calixt mit Namen welcher im Herbst 1724 nach Schweden reisen wollte, widrigen Windes halber aber in Reval bleiben mußte und im Hause von Mickwitz den Winter über die weitgehendste Gastfreundschaft genossen hatte. In seltener Selbstverleugnung ging er jetzt auf Mickwitz's Vorschlag ein, das Rektorat zu übernehmen, obwohl ihm kein sicheres Gehalt, nur Wohnung und Unterhalt zugesagt werden konnte, bezog im Juni 1725 die für ihn in einer Bierschenke gemietete Stube und begann sogleich den Unterricht mit den bei ihm sich meldenden Kindern. In wenigen Wochen wuchs ihre Zahl derartig, daß die Stube sie kaum fassen konnte. Aber die Mittel zur Miete eines neuen Schulraums fehlten; man behalf sich, so gut es ging. 30—40 Kinder wurden im Lesen, Schreiben, Rechnen und Religion unterrichtet, die Unbemittelten erhielten freie Schulbücher, die Aermsten wurden gegen ein Kostgeld in Familien untergebracht. Wir sehen also die Schule von Anbeginn mit einer Armenanstalt verbunden. — 1726 stieg die Zahl der Schüler auf 70. Man mietete das an die Stube grenzende Zimmer zum Schulraum. Dort wurde ein junger Theologe Fontanus als zweiter Lehrer untergebracht. Das Interesse an der sogenannten „vorstädtischen Schule“ wuchs. Größere Geldspenden flossen ein. Im Vertrauen auf Gottes gnädige Durchhülfe, die er schon so oft erfahren, wagte Mickwitz das ganze Haus, worin man bisher zwei Zimmer mietweise innegehabt, am 20. Mai 1726 mit den dazu gehörigen Nebengebäuden und Gartenplätzen für 210 Rbl. zu kaufen. Das ist der Anfang des jetzigen Domwaisenhauses. Einige Waisenkinder wurden sogleich als Interne aufgenommen, andere bei ehrbaren Bürgerleuten in Kost

gegeben, wieder andere blieben den Tag über im Waisenhaus, wurden dort beköstigt und des Abends mit einem Stück Brot zu ihren Verwandten zur Nacht geschickt. — Nach zwei Jahren mußte Mickwitz einen Neubau ausführen, weil das alte Haus zu einer durchgreifenden Remonte und beabsichtigten Vergrößerung zu baufällig war. Eine Vergrößerung wurde notwendig, weil die auf Kost zu Bürgern und Verwandten gegebenen Kinder allerlei Unfug trieben und einer beständigen Aufsicht im Waisenhaus bedurften. In wunderbarer Weise öffneten sich die Hände und Herzen der Wohltäter. Unaufhörlich flossen Geschenke an Geld, Viktualien und liegenden Gründen ein. 80 Kinder, sowohl Interne als Externe, besuchten das Waisenhaus. Von den begabtesten Knaben erhielten einzelne Privatunterricht in den alten Sprachen, so daß sie in die Domschule übergeführt werden konnten, und sind später Geistliche auf dem Lande geworden.

Doch es sind dem Waisenhaus auch schwere Zeiten nicht erspart geblieben. Zeiten, wo Geldmangel, Lehrerwechsel eintrat und besonders, als der Rektor Calixt 1742 starb und ein Ersatz schwer zu beschaffen war. Die höchste Not stellte sich 1744 ein. Infolge der Herrenhütischen Wirren blieben die Liebesgaben je länger, je mehr aus. Man suchte Ersparnisse zu machen, die Zahl der Waisenkinder zu vermindern, keine neuen Zöglinge aufzunehmen. Es half nichts. Die Schulden wuchsen, der Schluß der Anstalt wurde unabweisbar. Man muß die Aufzeichnungen Mickwitz's aus jenen Jahren gelesen haben, um den inneren Glaubens- und Gebetskampf zu würdigen, den damals der ehrwürdige Gottesmann durchzuringen gehabt hat. Da war es ein vornehmer Mann, der rettend einsprang. Seinem Beispiel folgten andere und als Mickwitz 1748 entschlief, hinterließ er seinem Amtsnachfolger die Anstalt in einem nach innen und außen blühenden Zustande. — Bis auf den heutigen Tag hat Gottes Segen in sichtbarer Weise auf dieser Stiftung des alten Oberpastors Mickwitz geruht.

Bei seinem Amtsantritt 1724 fand Mickwitz die D o m s c h u l e in einem elendem Zustande. 4) Das 1691 nach dem großen Dombrande 1684 neuverbaute Schulhaus (jetzt Wohnung des Direktors) hatte nach der Kapitulation Revals 300 Soldaten als Kaserne gedient. Jetzt wohnte in demselben ein ehemaliger schwedischer Soldat, der seine geringen Kenntnisse 6—7 Kindern, die bei ihm die Schule besuchten, beibringen wollte. So konnte es nicht bleiben. Mit einem felsenfesten Gottvertrauen und herzlichem Erbarmen für die Jugend seiner Gemeinde machte sich Mickwitz an die Wieder-

herstellung der Domschule. Außer dem Klingbeutelgelde aus den Gottesdiensten in der Domkirche standen ihm keine anderweitigen Mittel zu Gebote. Doch traute er es Gott zu, die Herzen und Hände der Menschen zu diesem Zweck zu öffnen. Er irrte sich nicht. Von vielen Seiten kamen größere und kleinere Gaben zusammen. Auf seine Bitte bewilligte die Ritterschaft zur Gage des Rektors 100 Taler jährlich. Nachdem Mickwitz die untere Etage des Schulhauses bewohnbar gemacht hatte, zog der neue Rektor Johann Preuße im Juli 1725 ein und begann am 26. Juli seinen Unterricht. Die Zahl der Schüler nahm so schnell zu, daß nach einem Jahre schon eine zweite Lehrkraft angestellt werden mußte. Das Oberlandgericht wies eine einmalige Summe von 500 Rbl. zum weiteren Ausbau der Schule an, deren sich Mickwitz, im Februar 1727 zum lebenslänglichen Scholarchen ernannt, mit unermüdelichem Eifer annahm. Wöchentlich hielt er mit den Lehrern Konferenzen ab und war der eigentliche Leiter und Direktor der Schule nach außen und innen. Der Religionsunterricht stand an erster Stelle, ein Geist der Gottesfurcht wehte durch ihre Räume. Zu dem, was die von Mickwitz gebildete Schulkasse hergab, kam die Gage der Krone für den Rektor und Kantor, die ritterschaftlichen Bewilligungen, die von 100 Rbl. auf 200 Rbl. jährlich stiegen, und die verschiedensten Geschenke und Legate. Da die Zahl der Lehrer allmählich bis auf 5 stieg und die Schule ihre Zöglinge zum Eintritt in die Universität vorbereitete, so strömten Schüler aus allen Ständen herbei. Bis 1748 erlebte die Domschule eine Zeit hoher Blüte.

Die großen Summen, welche zu wohlthätigen Zwecken gespendet wurden, erregten nicht nur Staunen, sondern sogar Verdacht. Mickwitz' Gegner sprengten das Gerücht aus, er sei ein verkappter Katholik, vom Papst nach Estland gesandt, einer Gegenreformation die Wege zu bahnen und zu dem Zweck mit Geld reichlich versehen. Man kannte sogar die Höhe der Summe: 23.000 Rbl. jährlich. Bald werde ganz Estland katholisch sein. In seinem Geburtsort wurden heimlich Nachforschungen veranstaltet, ob sich nicht irgend welche Verbindungen zwischen dem Oberpastor am Dom zu Reval und dem Papst zu Rom nachweisen ließen. So hat es Mickwitz, der den Grund gelegt zu jener einzigartigen Wohlthätigkeit, die bis auf den heutigen Tag der Ruhm Estlands ist, an Schwierigkeiten eigener Art in seinem pastoralen Amte nicht gefehlt.

Es würden die Grenzen meiner Arbeit weit überschreiten, wollte ich hier auf Mickwitz' Tätigkeit als Vize-Präsident des Konfistoriums und Leiter der estländischen Prediger-Synode eingehen oder

seine Stellung in den Herrnhutischen Wirren berühren. Nur kurz will ich auf seine Familienverhältnisse hinweisen.

Am 11. November 1724 heiratete Mickwitz Junga Charlotte Böschern von Herzfeld, Tochter eines schwedischen Kapitäns und Stieftochter des General-Majors Johann Balthasar von Campenhäusen, seines früheren Prinzipals in Randen. Am Hochzeitstage machte er folgende Eintragung: „Erst predigte ich mich am Vormittage warm und satt. Gegen Abend sang und betete ich und führte Rebekka in meine Hütte und sie ward mein Weib. Dein Segen sei reichlich, überreichlich über uns.“ Doch nur sechs Jahre währte diese Ehe, welcher drei Kinder entstammten, die frühzeitig gestorben sind. Am 22. Juni 1731 erlag seine Frau dem Typhus und wurde mit ihrer Tochter Maria in ein gemeinsames Grab an dem Kirchhof um die Kirche gebettet. — Am 31. Oktober 1732 trat Mickwitz zum zweiten Mal in die Ehe und zwar mit Jakobina Mylius, Tochter des Dr. med. Jakob Friedrich Mylius. Auch diese Ehe, welche mit 3 Söhnen gesegnet war, wurde nach sechs Jahren am 20. Januar 1739 durch den Tod gelöst. Frau Jakobina starb gleichfalls am Typhus. Tief erschüttert schrieb Mickwitz ins Kirchenbuch: „Die israelitischen Mägde dienten 6 Jahre, im Tode gingen sie frei aus. So auch diese beiden. Herr, erbarme dich meiner.“ — Die kleinen mutterlosen Waisen machten das Eingehen einer dritten Ehe notwendig. Die Wahl fiel auf Anna Christine Nottbeck, Tochter des Aeltermanns Friedrich Nottbeck. Die Trauung fand am 17. März 1741 statt. Vier Kinder wurden in siebenjähriger Ehe geboren. — Ich eile zum Schluß und lasse Mickwitz's Adjunkten und späteren Amtsnachfolger Johann Georg Tiedeböhl im Totenregister der Domgemeinde reden: „Sein ganzes Leben ist von vielen Leiden, äußeren und inneren, begleitet gewesen, doch hat ihn der Herr auch hierbei mächtig unterstützt. Gegen sein Ende ist er durch den Geist Gottes und seine anhaltende Schwächlichkeit ganz in die Sterbensmaterie gezogen worden und hat jeden Tag als den Tag seiner Auflösung angesehen, ja erwartet, welche auch endlich nach langwieriger Appetitlosigkeit und Entkräftung, wozu ein hitziges Fieber geschlagen, daran er nur 2 $\frac{1}{2}$  Tage zu Bett gelegen, den 20. März 1748  $\frac{3}{4}$  11 Uhr etwa  $\frac{1}{4}$  Stunde nach der Taufe seines Söhnleins erfolgt ist. — Aus einer dreifachen Ehe ist die dritte betrubte, todfranke Witwe Anna Christine Nottbeck und 7 Söhne als Waisen zurückgeblieben, die der Herr, dem der Vater vertraut hat, versorgen wird. Die Ritterschaft, die den seligen Herrn Oberpfator hochgeliebt, ließ ihn auf ihre Unkosten am 25. März begraben und ich (Tiedeböhl),

sein betrübter Kollege, hielt ihm die Leichenpredigt über Hebr. 13, 7: „Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben, welcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach.“ Sein Leib ruht im Begräbnis, so gerade unter der Sakristei ist, nämlich dem vorderen.“

- Anmerkungen: 1. An ungedruckten Quellen nenne ich: Das estländische Konsistorialarchiv, das Domkirchenarchiv, das Mickwitz'sche Familienarchiv, 7 Bändchen „Tagebücher“ des Oberpastors Christoph Mickwitz. Von denen ist 1 Band in der estl. Litt. Gesellschaft und 6 Bände gehören zum Domkirchenarchiv. Sie enthalten die Jahre 1723, 1725—30, 1736—46.
2. 1725 erhielt Mickwitz einen Ruf nach Stockholm und 1744 stand er auf der Wahl zum livländischen General-Superintendenten.
3. Oberpastor am Dom Wigand. Geschichte des Dommwaisenhauses in Reval, 1777.
4. Oberlehrer Pabst. Geschichte der Domschule. Reval 1869.

Propst A. Winkler.